

(Nachdruck verboten.)

25] Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franko.

„Ich habe doch ihre Rechnungen durchgeblüht und dort ganz ansehnliche Summen verzeichnet gefunden, die er ihr zu verschiedenen Zeiten geschickt. Ich habe seine Briefe gelesen, von Dankbarkeit und väterlicher Liebe überströmend. Das kann doch nicht Täuschung sein! Und das erklärt alles, alles! Es ist wahr, ich habe die verzeichneten Summen nicht nachgezählt, nicht kritisiert, und die Briefe nur flüchtig durchgesehen. Hatte ich damals denn Sinn dafür? Die rosigen Wölkchen meines Glückes umhüllten mir die Augen, ich war trunken vor Seligkeit. Doch diese Dokumente existiren noch und werden in meiner Hand zu einer unanfechtbaren Waffe, mit der ich die Verleumder Bögen strafen werde. Ich werde einen Prozeß provoziren, den Kampf um meine Ehre beginnen, und zwar nicht mit einzelnen armen Wichtern, wie Redlich, aber einen Kampf mit der Gesamtheit! Ja, das ist der beste Weg. Wenn Julie schuldig ist, was kümmert das mich? Angela konnte mit ihr umgehen, ohne von ihrem schändlichen Gewerbe etwas zu wissen. Doch nun muß sie natürlich von ihr lassen, sie muß es — oder ...“

Der Hauptmann erhob sich und richtete sich hoch auf. Neuer Muth war ihm geworden. Wie ein Ertrinkender sich an dem schwanken Schilf festhält, so heftete er sich an den Gedanken der Briefe und Rechnungen Angela's, suchte darin seine Stütze und Rettung und faud sie auch, für den Augenblick. Und als er diesen kleinen Fleck festen Bodens unter seinen Füßen spürte, konnte er sich wenigstens theilweise beruhigen und weiter darüber nachdenken, was zu thun war. Daß Handeln, und zwar energisches Handeln hier nöthig war, unterlag keinem Zweifel. Jeder Augenblick der Ungewißheit und Verzögerung konnte fatale Konsequenzen nach sich ziehen.

Vor allem also war sein sofortiges Ausscheiden aus dem Militärdienste eine Nothwendigkeit. Nicht bloß aus dem Grunde, weil ein jedes Zusammentreffen mit Offizieren jetzt für ihn eine moralische Tortur war und ihn höchst wahrscheinlich einer ganzen Reihe von Konflikten aussetzen würde, ähnlich jenem, den er soeben mit Redlich gehabt, sondern auch deshalb, weil die Aktion, die er unternehmen wollte, eine vollständige Freiheit der Bewegung, die Disponirbarkeit für seine eigene Person bis zu einem Grade forderte, der sich mit der militärischen Pflicht nicht recht vereinbaren ließ. Auch fühlte er es wohl, daß die Angelegenheit, um deren Aufklärung es sich handelte, eine derartige war, daß er in seinem Charakter als Militärperson nicht öffentlich damit auftreten konnte, und wenn er nicht jetzt selbst seine Demission einreichte, konnte schon in den nächsten Tagen seine offizielle Pensionirung erfolgen. Das Gesuch um Dienstentlassung, das er gestern, wie er glaubte, nur um einer sonderbaren Laine seiner Frau Genüge zu leisten, entworfen hatte, war jetzt wirklich nothwendig geworden. Unverzüglich begab er sich ins General-Kommando und reichte sein Gesuch ein, zur großen Verwunderung der in der Kanzlei anwesenden Funktionäre, welche gesehen hatten, mit welcher zuvorkommenden Freundlichkeit der General vorgestern den aus Bosnien zurückkehrenden Hauptmann begrüßte.

Von der Kanzlei wollte sich der Hauptmann nach Hause begeben. Es war elf Uhr. Er mußte mit seiner Frau sprechen, ganz offen und aufrichtig alles berichten und sie beschwören, daß sie die Wahrheit erzähle. Er mußte Gewißheit haben, das Schlechte wie das Gute genau kennen, um zu wissen, wie er sich zu vertheidigen habe.

Kaum war er jedoch einige Schritte vorwärts gekommen, als von der anderen Seite der Straße eine menschliche Gestalt ihn erblickte, die Mühe hernahm, sie in der Luft schwenkte, und wiederholt grüßend verschiedene Geberden und Zeichen machte. Der Hauptmann bemerkte das sonderbare Benehmen, doch da er den Mann nicht erkannte, glaubte er, es sei ein Betrunkener und eilte weiter. Der Mann, der offenbar nicht die Mühe hatte zu schreien, hob nun den Mantel bis über die Knie empor und lief quer über den Straßenkoth direkt auf den Hauptmann zu. Als er ihn erreicht hatte, nahm er

wieder die Mühe ab, grüßte und sah mit einem breiten Lächeln zu ihm auf.

„Küß die Hand, Herr Hauptmann! Herr Hauptmann erkennen mich nicht?“ fragte der Unbekannte.

Der Hauptmann sah ihn flüchtig an und sagte:

„Nein, ich erinnere mich nicht.“

„Ich bin Slivinski — Weit Slivinski, ich war Privatdiener beim Herrn Hauptmann in Bosnien.“

„Ah, Weit! Du bist es!“ sagte der Hauptmann, und reichte ihm die Hand.

„Nun, wie geht's Dir, was machst Du?“

„Es geht mir gut, Herr Hauptmann. Nachdem ich ausgehört hatte, kehrte ich hierher zurück; ich wurde in Bosnien verwundet und erhielt eine Auszeichnung. Herr Hauptmann wissen wohl, für die Patronen, mit denen ich unsere Kompagnie rettete. — Nun da ich hier keinen Lebenserwerb hatte, so gab man mir die Stelle eines Krankenwärters im Landeshospital.“

Der Hauptmann lächelte, als Weit der Patronen erwähnte. Das war ein denkwürdiges Abenteuer. Eine Abtheilung seiner Kompagnie war eines Tages bei der Verfolgung der bosnischen Aufständischen tief ins Gebirge gedrungen. Der Anführer war ein Korporal, ein guter Junge, aber nicht besonders intelligent. Die Intelligenz repräsentirte in jenem Zuge Weit, der auch in seinem Tornister die Dynamit-Patronen trug, welche der Hauptmann beim Kommando zu irgend einem Kriegszweck verlangt hatte.

Die Soldaten, die keinerlei Gefahr witterten, lagerten sich in einem kleinen Wäldchen, stellten die Gewehre pyramidenförmig auf, machten Feuer an und begannen, ein Lamm zu braten, welches sie während des Marches auf einem Berge erwischt hatten. Als sie so mit Außerachtlassung aller Vorsichtsmaßregeln ganz bei der Arbeit waren, hörten sie plötzlich dicht hinter ihren Rücken einen Schuß. Erschrockt sprangen sie auf, ergriffen die Gewehre, doch im selben Augenblick sahen sie das ganze Wäldchen von Aufständischen umringt.

„Daß keiner es wagt zu schießen!“ rief der Anführer der Aufständischen. „Wir haben jeden von Euch im Auge. Fällt ein Schuß von Eurer Seite, so antworten wir sogleich mit einer Salve und jeder von Euch kriegt mindestens vier Kugeln in den Leib!“

Die Soldaten verstummten vor Angst und standen mit den Gewehren in der Hand hilf- und rathlos da, wie für den Tod bestimmte Schlachtopfer.

Nur Weit hatte die Geistesgegenwart nicht verloren. Mit einem Blick recognoszirte er das Terrain und überzeugte sich, daß das Wäldchen aus recht weit auseinanderstehenden großen Eichbäumen bestand und der Boden von dichtem, aber niedrigem Gestrüpp bedeckt war. Er bemerkte auch, daß die Aufständischen den Wald von allen Seiten umringten und es nicht wagten, näher zu treten, weil sie in dem Gestrüpp Fallen vermuteten. In Weit's Kopf leuchtete eine Rettungsidee auf.

„Hör' mich, Nikolaus!“ flüsterete er dem Korporal ins Ohr. „Thue alles, was ich Dir sagen werde, und alles wird gut enden. Kommandire: „Duckt Euch!“ und laß Dich mit dem Bosniaken in ein Gespräch ein. Mach', als wolltest Du Dich ergeben, nur trachte, es möglichst in die Länge zu ziehen. Und sei muthig, verathe durchaus keine Furcht.“

„Duckt Euch!“ rief der Korporal, zu den Soldaten gewendet.

Diese duckten sich sogleich — Weit's Beispiel folgend und wenn sie auf diese Weise auch nicht vollends den Blicken des Feindes entschwunden waren, so hatten sie doch den Gewinn, daß er sie nun weder zählen, noch als Zielscheibe ins Auge fassen konnte.

„Was thut Ihr?“ jahrie der Bosnier, welcher das Kommandowort nicht verstand, doch sogleich einsah, daß nun seine Lage eine minder günstige ward.

„Wir schießen doch nicht,“ erwiderte der Korporal, „ich befahl, daß sie sich ducken, damit keinem die Luft anwandle, zu schießen. Sie wissen wohl, manchmal judt einem die Hand allzujehr.“

„Verfluchter Schwabe!“ brummte der Bosnier und schidte noch eine drastische Bezeichnung an die Adresse des speziellen schwäbischen Heiligen, wiewohl die vermeinten Schwaben sich in reiner ruthenischer Sprache unterhielten und mit den

Bosniern sich ganz gut ohne Dolmetscher hätten verständigen können.

„Was wollt Ihr von uns?“ fragte der Korporal.

„Ergebt Euch!“ sagte der Anführer.

„Hm! Mit dem einen Worte forderst Du sehr viel,“ sprach der Korporal langsam und gemüthlich, als würde er auf dem Pferdemarkt in Drohobycz mit einem fremden Zigeuner um den Preis feilschen.

„Und weißt Du, Bruder, was wir von unserem General zu erwarten haben, wenn wir uns mit den Waffen in der Hand ergeben?“

„Was kümmert das mich?“ erwiderte der Bosnier.

„Könnt Ihr Euch nicht mit der Waffe in der Hand ergeben, so macht es so: erst legt die Waffen nieder und dann ergebt Euch.“

„Das wäre noch ärger,“ sagte der Korporal, „auf diese Weise würden wir nichts gewinnen.“

„Wieso nichts?“

„Nun natürlich! — Wenn Ihr uns die Köpfe nicht abhaut, so läßt uns nachher der General alle erschießen.“

„Was sollen wir also mit Euch anfangen?“ fragte der Bosnier, da er doch nicht daran denken konnte, die Belagerten ohne weiteres aus den Händen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Soll uns noch ein feucht-kalter Nachwinter bescheert werden? Und die Osterwoche steht vor der Thüre. Die alte Erfahrungsregel bestätigt sich wieder. Auf ungewöhnlich milde Winter folgt gern ein überfeuchtes Frühjahr. Dabei sind wir noch vor süblicheren Zonen bevorzugt. Ueber die oberitalienischen Seen segeln rauhe, schneidende Regenschürme hin, und an der Riviera waren in diesen Tagen die hervorgebrochenen Blüten und Blumen mit einer leichten Schneehülle bedeckt.

Schlimme Aussichten das für einen Theil der stantrenden Damenwelt, die den jeweilig modischen Frühlingssaat um diese Zeit gerade unter den Linden und im Thiergarten spazieren zu führen pflegt!

Müde und garnicht frühlingsfelig sind inzwischen manche der allzu willigen Volkstoten heimgekehrt, die leichten Herzens schwer errungene parlamentarische Rechte preisgaben. Handelskluge Wähler vom Centrum werden fragen: „Was bringt ihr uns wenigstens dafür mit?“ Man wird ihnen aber mit verlegen diplomatischer Miene antworten müssen: Die Regierung ist eine zarte Dame. Wer sich ihr werbend naht, muß sich in Geduld fügen und darf nicht tümischl attackiren.

Die friedliche Pause der kommenden Tage wird uns nach all den lärmenden Wochen wohlthun. Wie viel Lärm war um nichts geschlagen worden? Im österreichischen Reichsrath kennen die deutschesten der Deutschen, die Schönerer und Wolf, wie die besessenen brüllenden Löwen herum und man ruht ihnen im lieblichen Wiener Parlamentsthor zu: Schlafen's lieber Ihren Rausch aus! Wie lange wird es dauern und die großen nationalen Volkstribunen werden kraft ihres eigenen Größenths unbedacht rasen und auf ein ähnliches Niveau herabgleiten, wie es unser Judenstintemann glücklich erreicht hat. In Paris wird wahrscheinlich, wenn diese Feilen dem Leser zu Gesicht kommen, bereits das schwurgerichtliche Urtheil wider Zola kassirt sein, und die ganze Speltakelgeschichte ist im Sande verlaufen. Zola wird nicht ins Gefängniß wandern, noch wird er in der Seine ertränkt. Gleichmüthig folgt man im allgemeinen der neuen Wendung der Dinge. Für den Zeitchronisten sind derlei gesellschaftliche Aenderungen beachtenswerth. Sie sind Symptome krankhafter gereizter Zustände. Auf Ausbrüche der Exaltation, nationaler und chauvinistischer, folgt die seltsame Abspannung, die Apathie. Es ist fast, als hätte man aus dem Gedächtniß verloren, worüber man kurz vorher bis zur Naserei sich ereifern konnte.

Es ist nur erfreulich in erster Zeit, daß das eisernde Pathos manchmal in Komik umschlägt. Ich gehöre nicht zu den gebildeten Westeuropäern, von denen es vor ein paar Jahren hieß, man müsse die Barrison's gesehen haben. Ich dachte mit dem Derwisch im „Nathan“: Kein Mensch muß müssen, und so weiß ich von den dünnen Weinchen und den kindlichen Grimassen der Barrison's nur vom Hörensagen zu berichten. Aber was Sittlichkeit anlangt, da baue ich auf unsere Polizei. Man kann ihr ja so manches vorwerfen, in der Moral ist sie stark. Und nun hört man, daß im heiligen Köln, in der Stadt des eisernden Schutzmans dieser die Tugend der Gerechten durch die sündhafte Lona Barrison bedroht war. Und die Polizei ließ es geschehen. Was Wunder, daß sich ein treues parlamentarisches Mannesherz fand, das über diesen unerhörten Skandal sich entsetzte. So geschah es denn zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, daß im Petitionsauschuß einer preussischen Vertretung flehentlich darum gebeten wurde, die Barrison-Gefahr von Preußen abzuwenden und die schlanke Lona auszuweisen, da sie Amerikanerin sei. Die Lona kann stolz sein.

Die Sache machte „Effekt“. Um ihre Willen sprach sogar ein Vertreter der amerikanischen Gesandtschaft bei dem Minister v. d. Rode vor, und die außerdeutsche Presse erhob ein großes Hallo und Gelächter. Das ist zu dumm an solchem Zeitpunkt, daß die ganze Welt gleich darüber herfällt und nach ihm einen nationalen Kulturmesser bildet. Eine quertöpfige Moralfezerei, die allenfalls ein Anzeichen dafür abgeben könnte, was wir geistig von gewissen „regierungsfähig gewordenen Leuten“ zu erwarten hätten, wird nun plötzlich zum Sinnbild der Geistesentwicklung eines ganzen Volkes. Die Nationalisten arbeiten eben überall nach einformig gleichem Muster. So gut bei uns, wie anderswo.

Der edle Gassfreund und ängstliche Hüter preussischer Sitte ist zwar ein merkwürdiges Exemplar einer bestimmten Gattung von preussisch-deutschen Leuten, aber als deutscher Volksrepräsentant kann er doch gewiss nicht gelten. Er gehört zum Stamm jener engbrünstigen Naturen, die selbstgenügsam auszurufen pflegen: „Ja, wir sind noch sittenstark, treu und brav. Wenn in unseren gesunden Volkstörper nun nicht fremdes Gift eingeträufelt würde. Aber die Macht der Verführung ist so groß.“

Bei der Barrison handelt es sich um eine herzlich gleichgiltige, freche Tingeltangelei. Aber der gleiche Quäkereifer, wie er hier bewiesen wurde, tritt bei viel wichtigeren Erscheinungen ebenfalls auf. Man möchte die Kunstwätheriche im preussischen Abgeordnetenhaus ebendahin verweisen, wo der Fremdenhasser stand, als er die Barrison-Gefahr beschwören zu müssen glaubte. Das war neulich einmal, als man im Landtag sich über die Berliner Nationalgalerie erbotte. Man behandelte die Kunst vom selben Standpunkt aus, wie man die Tingeltangelei behandelte.

Wer da alles hätte aufzeichnen wollen, was an Unverständnis geleistet wurde, der hätte einen prächtigen Beitrag zur menschlichen Komik. Gerade jene Menschen, die am liebsten von britischer Pöbelelei, von englisch-insularer Abgeschlossenheit sprechen, könnten augenblicklich in London etwas lernen, wenn sie das Lernen an sich nicht verachteten! Junkerliche Herrschaften, die Bescheidenheit predigen! Ist das nicht für sich selbst schon ein lustiger Widerspruch? Es ist zur Zeit in London das Lebenswerk eines deutschen Meisters, Max Klinger's aus Leipzig, ausgestellt. Im riesenhaften London ist die Saison sehr bewegt, und es ist gewiß ungeheuer schwer, hier sich durchzusetzen. Das englische Kunstwesen hat sich in den letzten Jahrzehnten dem Kontinent gegenüber thatsächlich in verhältnißmäßig großer Abgeschlossenheit und dennoch reich an Individualitäten entwickelt. Und dennoch ist die Klinger-Ausstellung sofort sieghaft ein Hauptereigniß der Londoner Saison geworden, und damit hat der Künstler Weltruf gewonnen. Die verschrienen Insulaner, diese Krämerseelen und Pfefferfäde, öffnen sich also doch noch eher vor Neuem, Fremdem, als die säbelraselnden Geistesbeschüher im preussischen Abgeordnetenhaus.

Freilich, es ist ja jetzt eine Neuordnung in der Nationalgalerie vorgenommen und geleitet hat sie ein Mann mit dem Namen Tschudi. Schon der Name weckt Unbehagen. Heißt man Tschudi im Lande der Preizewize und Puttkamer? Tschudi, wie das nach einem „wilden Bande“ riecht, wo man nicht einmal gegen preussische Lockspizeleien zart und galant war.

Dieser Nationalgalerie nun sind aus Privatbesitz etliche fremde Kunstwerke geschenkt worden. Das Wesen und die Art dieser Schenkungen war seinerzeit auch im „Vorwärts“ erläutert worden. Es sind Werke solcher Meister darunter, die heute bereits der Entwicklungsgeschichte der Kunst angehören, deren vorbildliche Bedeutung also allgemeine Geltung hat. Mit der forischen Draufgängerei der Leute aber, die nichts, gar nichts gelernt haben und doch alles besser wissen, hat man auch gegen diese fremden Brunnenübergiger geizet. Man blieb ganz ernsthaft dabei, man hatte keine Ahnung, wie lächerlich man sich am Ende mache. Wirre, dilettantische Vorstellungen genügen. Einer der Herren sprach von französischen Schweinereien. Wer wollte leugnen, daß es diese gäbe? Aber man hat nicht geprüft, nicht gesehen und urtheilt dennoch. Es ist fremd, also ist es ein Schädling. Es kommt vom Ausland, ist nicht deutsch, also ist es frivol und unsittlich. Allein in der Kunst giebt es nur eine Unsitte, das Unvermögen; und vom Unvermögen giebt noch so viel loyal verschmierte Leinwand in der Nationalgalerie Zeugniß, daß es sicherlich nichts schaden würde, könnte die Nationalgalerie zu den wenigen Schenkungen weitere fremde Kunstwerke bedeutender moderner Maler und Bildhauer aufnehmen. Ein Nationalliberaler mußte dem lächerlich polternden Junkerthum entgegenreten. Ein Nationalliberaler mußte den modernen Bildhauern die Geistesfreiheit entgegenhalten; das ist bezeichnend, besonders wenn man bedenkt, wie verlausulirt er es that. Gewiß, meinte er, die Nationalgalerie sei vornehmlich ein vaterländisches Werk zu vaterländischer Ehre. Wenn man aber erwäge, daß doch außerhalb auch Menschen wohnen, und wenn man ferner erwäge, daß Geistesförderungen sozusagen hinüber und herüber fließen, so könne man sich doch nicht völlig von ausländischer Kunst lösen. Also könne man in berechtigten Grenzen und bedächtigen Massen auch fremden Kunstwerken in der Nationalgalerie ein Plätzchen gönnen. Man müsse darum noch nicht ein Ausweisungsgeschrei beginnen. Also ein Mann, der die Geistesfreiheit in „bedächtigen Massen und in berechtigten Grenzen natürlich“ achtet und werth schätzt.

Kleines Feuilleton.

—o—. **Stadtbahn-Intermezzo.** Bahnhof Bellevue. Eben ist ein Zug vom Westen angekommen. Die dichten Reihen und Gruppen, die nach dem Stadttinnen wollen, stürzen auf die Wagentüren. Nirgends finden sie ein Sitzplätzchen, ja, in den meisten Abtheilungen stehen die Fahrgäste schon in den Gängen. Hinein, hinein! Drei junge Damen drängen sich noch, als der Zug schon anrückt, in ein Abtheil. Ihre zarten, von keinem Arbeitshand getrüben Puppengesichter blicken halb erschreckt, halb verwundert unter barocken Hüten mit großen, schreiend bunten Schleifen hervor. Ihre Haare fallen à la anglaise in welligen Linien über die Dohrlein und über die Stuartkragen. Die Kostüme sind chic, die Schürze in den behandschützten Händchen zierlich mit glitzerndem Knopf. Das alles ist trotz der trübe brennende Lampe zu erkennen. Aber erst außerhalb der Bahnhofshalle, wo noch das letzte Tageslicht dämmert, ist der unmuthige Ausdruck ihrer Gesichter zu bemerken. Eine blickte mit schnippisch verzogenem Mund geringschätzig über die Arbeiter hin, die auf den Bänken zu beiden Seiten saßen. Ihr aufgestülptes Näschchen rümpft sie bedenkenlich über den Geruch von nassem Mörtel und feuchten Hobelspänen, den die Kleider der Arbeiter ausdunsten. Pfui! Wie man nur so unraffirt gehen kann! Und der Mann, vor dem sie steht, hat sogar ein Loch in seiner fleckigen Hose! Genau auf dem Knie ist es eingerissen! Die empörten Blicke der jungen Mädchen treffen sich. Sie sagen einander deutlich genug die Entrüstung über diese gewöhnlichen Menschen, die den Frauen nicht ihre Sitzplätze anbieten.

Der Mann mit dem Loch in der Hose sagt plötzlich zu seinem Nachbarn: „Du Albert! Wie sitzt Du denn?“ Lächelnd antwortet der: „Ach, ganz jemiethlich!“ Die jungen Damen merken, daß sie aufgezogen werden. Sie erstöthen flüchtig; die mit dem aufgestülpten Näschchen wirft trotzig den kleinen Kopf zurück, während die andern verlegen durch das Fenster blicken, gegen das ein feiner Sprühregen klatscht. Ein anderer Arbeiter, der mit müdem Gesicht, daß ein ungepflegter Bart umrahmt, vor sich hingestarrt hatte, ist bei Albert's Worten aufgewacht. Er sieht sich um und meint dann vorwurfsvoll: „Na, Albert! Willste nicht so bößlich sein und Dir erheben, damit sich die Damens setzen können?“

Die Arbeiter lachen, auch der Bärtige schmunzelt und blinzelt vergnügt Albert an, als die mit dem aufgestülpten Näschchen eine wegweisende Bewegung macht.

Albert sagt darauf zu dem Bärtigen: „Warum siehst Du denn nicht uff? Wenn Du so wille uff Hößlichkeit siehst, so schickt es sich, daß Du Platz machst!“ Die Arbeiter lachen wieder, während der Bärtige ernsthaft antwortet: „Ja habe ooch schon den ganzen Tag jeschuftet. Von Frisch um fünfse an bin id uff de Beene. Jetzt spür id se kaum noch. Se sind mir wie abgeschlagen.“ „Ja, uns jeh't's nicht besser!“ sagt Albert. Nach einem Weilschen fügt er hinzu: „Weeßte, solchen Menschen Platz zu machen, die sich 'n ganzen Tag in de jute Stube umherdreiben un sich womöglich alles von de dienstbaren Geister mundjerecht machen lassen — denn müßte id ja mit'n Torflarren überjefahren sein. Det wäre ja — sone — sone — Talmi-Hößlichkeit.“

Die jungen Damen blicken mit hochrothen Köpfen vor sich hin. — Dehrtier Bahnhof. Eine alte Frau klettert noch herein, so daß die Damen zurücktreten müssen. An ihren Händen, an denen die Haut zusammengeschrumpft ist, erkennt man die Waschfrau. Bitternd streicht sie über das nasse, dünne Haar und zieht ihr schabiges Schultertuch zusammen.

Albert erhebt sich sofort und sagt: „Setzen Sie sich man, Mutterken!“

Sie blickt ihn mit ihren Augen, die vom Waschdampf geröthet sind, dankbar an. Dann aber bietet sie den Damen den Sitzplatz an.

„Nee!“ sagt Albert befehlend. „Sie sollen sich setzen! Sie haben den ganzen Tag am Waschfaß jestanden... Ihre ollen Beene haben woll de Ruhe nödtiger als...“

„Stehste, Albert, det muß id anerkennen!“ meint der Bärtige. „So jehört sich det!“ —

Musik.

—er—. **Konzerte.** Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Entwicklung des deutschen Liedes in dem romantisch-lyrischen Subjektivismus Hugo Wolf's an einem Markstein angelangt ist. Er hat für die zartesten Stimmungen von Freude und Schmerz unerbrauchte, reizvolle Ausdrucksmittel, und in manchen Monologen der Schwermuth, die mit seinem innersten Wesen mehr in Einklang steht als die liebenswürdige Gemüthsreueigkeit des Humors, ist ein Theil der wahren Zukunft des Liedes zu vernehmen. Von jenem extremen Zuvielthum, welches durch den buntbewegten Wechsel und durch die übergesättigte Selbständigkeit der musikalischen Untermauerung die Empfindungen und den Gehalt des Gedichts zerflattern machen, ist auch Wolf nicht frei. Aber die zarten Stimmen, welche in seinen Liedern auf das innigste Verständnis der Natur des Liedes hinweisen, werden ihn auch für die rein tonliche Malerei die rechte Grenze finden lassen. Eugen Sura, der bedeutende Sänger, der stets mit wäherlicher Feinheit die bestimmenden Elemente einer künstlerischen Individualität klarlegt, und Fräulein Gertha Ritter, deren starkem Vortragstalent eine leider sehr müde Stimme nicht immer gehorcht, ließen in 25 Gesangskompositionen die Bedeutung Hugo Wolf's im überzeugenden Lichte erscheinen. —

Der amerikanische Geiger M. Abell hatte sich in jugendlicher Selbst-einschätzung Bruch's g-moll-Konzert zugemuthet und scheiterte leider vollends. Er ist technisch und geistig noch ganz von dem Drill der Vehrstufe abhängig, und selbst in den weichen Gesangsstellen, wo auch unreife Talente eine mittlere Stala des Gefühls zu zeigen vermögen, blieb Herr Abell kalt und inhaltslos. Es war ein todter Abend im Becksteinfaale. — Im selben Saale hatte die Sängerin Margaret He Boye einen nur mittelmaßigen Erfolg. Vereingelte sinnige und gestaltungskräftige Züge ihrer Vortragart reichten für Schubert's „Nemnon“ und „Prometheus“ und die pathetische Melancholie Brahms'scher Gesänge nicht aus. Die stimmliche Herbeheit und die ganz undeutliche Aussprache der Sängerin (sie ist allerdings Schwedin) erzeugten eine nervöse Monotonie, welche nur bei einigen schlichten Volksliedern der skandinavischen Heimath sich verflüchtigte. Eine sehr junge Dame, Fräulein Marguerite Melville, bewies in der Singakademie, daß sie sich von der Schule den Spielraum ihres reichen musikalischen Vermögens nicht schmälern ließ. Das glänzende Feuer der Chopin-Technik befißt die Pianistin noch nicht so genügend, um dessen eis moll in seiner ganzen brillanten Rhetorik glanzhaft wiedergeben zu können. Aber wo es mit farbig modulirtem Anschlage und unauffälliger Empfindung zu wirken galt, wie in den Schumann'schen Phantasiestücken, da ließ die kleine Dame, die unverhüllt schöne Begabung einer musikalischen Natur hören. Fräulein Melville ließ auch von Frau Sobrinow vier Lieder eigener Komposition singen. Sie sind das Kontexte ihrer Antorin: Amuthig, in der Empfindung nicht komplizirt, für die Zukunft eine hübsche Versprechung. —

Aus dem Alterthum.

— Ein antiker Stimmzettel, eine Scherbe, die nach den darauf eingetragenen Worten „Themistokles Phrearios“ bei einem der beiden Ostrakismen über den großen Athener gebraucht worden sein muß, ist, wie der Staatskanz für Württemberg berichtet, am Areopag in Athen gefunden worden. Zwei ähnliche Stücke, die den Vater des Perikles betreffen, und ein weiteres, das gegen dessen Oheim gerichtet war, sind schon früher zum Vorschein gekommen. —

Volkskunde.

— **Spiznamen.** Zu den beliebtesten Neußerungen des deutschen Volkshumors gehören die Spiznamen, mit denen die Bewohner der meisten Ortschaften von ihren Nachbarn belegt werden. Aus Hohenzollern theilt den „M. N.“ ein Leser folgende Blumenlese derartiger Ueberrahmen mit: Die Bewohner der Residenzstadt Sigmaringen sind die „Spüllumpenschleder“, weil sie nach Ansicht der Bannern kärglich von den Brotpfen des fürstlichen Hofes leben. Die Bewohner der zweiten „Hauptstadt“ Hechingen heißen „Messer“, weil sie sehr scharfe Zungen besitzen sollen. Die von Gammertingen führen ob ihrer lauten Sprache den Namen „Bröller“. In Zimmern pflegen die Leute nur verflohen zwischen den Vorhängen auf die Straße zu sehen; sie sind deshalb die „Spältlesgucker“. Die Fischinger, die den Mond in einem Schweinesfall, in den er hineinfielen, sangen wollten, sind die „Mondfänger“, ähnlich wie die von Grouf, die den Mond verrücken wollten, die „Mondstüpfer“. Bevertzweiler fährt den bösen Beinamen „Nehmendorf“. Eine eigene Art von Reiter-sport hat den Lipperdsdorfern den Namen „Ruhfalter“ eingetragen. Als einst ein Torfried unter die Nachbarorte versenkt werden sollte, kamen die Lipperdsdorfer und Minderdsdorfer zu spät: Erstere hatten ihre Kühe noch nicht gesattelt, letztere ihre Milchsuppe noch nicht gegessen. Denen von Bärental ruft man zu: „Bärrathaler, Halbauwähler (von an der Halbe [Abhang] sich wälzen), Knöpfleschlucker, Ueberzügler (Ueberzügler, Träumer)“. Wie die Stitsweiler die „Schweizer“, so sind die Beringer und Jungnauer die „Esterreicher“. Die Ablacher, die einst das Fleisch einer närrisch gewordenen Sau aßen, sind „Narren“; selbst das Wasser der Ablach, in die das Thier gesprungen war, macht närrisch. Die Trillinger sind die „Hauhschüler“ (Hochschüler), weil sie gescheitler sein wollen, als andere Störbliche. Die von Laiz führen den Namen „Balkenstrecker“. Sie saßen nämlich einst des Sonntags auf einem Balken und „guckten spazieren“. Einer, der keinen Platz mehr fand, mußte stehen; da zogen die Laizer so lange an dem Balken, bis er sich streckte und auch der Stehende Raum zum Sitzen bekam. Den Weildorfern machte ein Storch, der in ihren Wiesen umherstolzte,ummer, weil er das Gras zertrat. Sie schickten daher sechs Gemeinderäthe in die Wiesen, um den Storch zu fangen. Seither heißen sie „Storka“ (Störche). —

Geographisches.

— Am 28. März erstattete E. A. Fitz-Gerald vor der Geographischen Gesellschaft in London Bericht über seine Expedition zur Besteigung des Gipfels des Aconcagua, des höchsten Berges in den Anden. Die Forscher hatten einige Schwierigkeit, den Fuß des Berges zu erreichen, gelangten aber schließlich zum öden Ende des Horconesthales, von wo aus sie beschlossen, den bisher nie bestiegenen Berg zu bewältigen. Der erste Versuch wurde Ende 1896 gemacht. Den Weihnachtstag brachten die Bergsteiger in einem Zelte zu, 17 000 Fuß über der Meeressfläche, wo ihr Mittagessen aus gefrorenem Fleisch bestand und die Linte in den Füllfedern gefror. Von da erreichten sie einen andern Lagerplatz 18 700 Fuß hoch, von wo sie den Gipfel zu ersteigen suchten, aber nur einen schon von Dr. Güssfeldt erklimmten Punkt erreichten. Zwei weitere Versuche von diesem Lager aus waren erfolglos. Bei einem vierten Versuch wurde Fitz-

Gerald genötigt, ungefähr 900 Fuß unter dem Gipfel Halt zu machen, den sein Schi. er erfürher Zurbrücken glücklich erklomm. Schneestürme machten einen 14 Tage später unternommenen Versuch gänzlich zu nichte. In den ersten Tagen des Februar 1897 fand die sechste Besteigung statt. Auch diesmal mußte Fitz-Gerald unter dem Gipfel Halt machen, aber sein Begleiter Vines und ein italienischer Träger gelangten bis zur höchsten Spitze, von wo ein herrlicher Ausblick erhältlich war. Im Laufe des nächsten Monats gelang es Vines und Zurbrücken nach drei vergeblichen Versuchen, eine zweite Spitze, den auf der Wasserscheide befindlichen über 20 000 Fuß hohen Berg Tupungato zu erklimmen. Fitz-Gerald's Reisegesellschaft brachte ungefähr sechs Monate in diesen hochgelegenen Gegenden des Andengebirges zu, und andere Bergspitzen wurden bestiegen, aber der Aconcagua und Tupungato sind die höchsten Punkte. Beides sind erloschene Vulkane, aber in beiden sind die Krater verschwunden. Der Gipfel des Aconcagua besteht nach Professor Bonney's Ansicht aus einer Art Lava, genannt Andesite. Aus dem Tupungato sind die vulkanischen Schlacken zahlreicher. Der letztere Berg hat einen bösen Ruf für Gewitterstürme, und der von dessen Spitze von Vines mitgebrachte Andesitblock zeigt zahlreiche Spuren von Blitzeinschlägen. Die Besteigung dieser Spitzen bietet einem geübten Bergsteiger wenige Schwierigkeiten, doch war die Besteigung sehr mühsam wegen der durch Verdünnung der Luft verursachten Erschöpfung. Mehrere Nächte wurden in einem Lager zugebracht, das sich eine halbe englische Meile über der höchsten Spitze des Mont Blanc befand. Dreizehn Mal schliefen die Reisenden in einem kleinen Zelt am Abhang des Aconcagua, 18 700 Fuß über dem Meere, ohne Feuer, ohne genügende Decken und auf kalte Speisen angewiesen. Die Verdünnung der Luft machte sich zwischen 16 000 und 17 000 Fuß fühlbar. Doch hat die Besteigung des Aconcagua, der nach Dr. Hüßfeldt's Berechnung 22 867 Fuß hoch ist, bewiesen, daß auch höhere Berge als der von Sir Martin Conway erklommene Pioneer Peak im Himalaya erklommen werden können. Die während der Vorlesung vorgewiesenen photographischen Bilder zeigen, wie unaussprechlich öde und verlassen das Andengebirge und seine Thäler sind. Die Vorlesung des F. A. Fitz-Gerald, auf die noch einige Bemerkungen seiner Begleiter Vines und Lightbody folgten, entbehrte auch humoristischer Züge nicht. Besonders belacht wurde die Beschreibung des Mittagmahls am Weihnachtstage 1896, als die gefrorenen Fettklumpen langsam in Munde der Teilnehmer am Bankett schmolzen. Der Literaturhistoriker Edmund Gosse führte das Wort für seinen Sohn, der als Naturforscher die Expedition begleitete, und erzählte, wie der letztere eine große Zahl seltener Insekten gesammelt, in Gemangelung von Spiritus sie in eine kleine Whiskyflasche gesteckt und im Zelt gelassen hatte. Da kamen im selben Augenblick die von der Ersteigung erschöpften Bergsteiger zurück und tranken den Whisky aus sammt den Insekten. —

Aus dem Thierleben.

— Die letzte ihres Stammes. Der „Frankf. Ztg.“ wird unter 30. März aus London geschrieben: Eine riesige Galapagos-Schildkröte, welche die letzte ihres Stammes sein soll, ist gestern im Londoner Zoologischen Garten angekommen. Baron Walther Rothschild, welchem der Londoner Zoologische Garten die große Daudin-Schildkröte verdankt, die im Juli vorigen Jahres dort eintraf, hat sie in Sidney ankaufen und in dem Dampfer der „Peninsular and Oriental“-Gesellschaft „Oceana“ nach England bringen lassen. Dieses Thier wurde im Jahre 1813 durch Kapitän Porter vom amerikanischen Kreuzer „Essex“ von den Chatham-Inseln fortgeholt und den Häuptlingen von Marotonga zum Geschenke gemacht. 1882 schenkte es der Häuptling von Marotonga Ratumah einem Kapitän Macdonald, der es nach Sidney brachte, und von dessen Wittve hat es Baron Walther Rothschild erworben. Diese Galapagos-Schildkröte ist nur wenig größer, als die im vorigen Jahre erworbene Daudin-Schildkröte, deren Schild, in der graden Linie gemessen, etwas über vier Fuß lang ist, aber sie ist beträchtlich schwerer, sie wiegt $8\frac{1}{4}$ Zentner gegen die 6 Zentner der anderen. In der Farbe unterscheiden sich beide sehr: die Daudin-Schildkröte ist hell, während die Galapagos-Schildkröte beinahe schwarz ist. Auch im Alter sind beide sehr verschieden, die Galapagos-Schildkröte ist erst ungefähr 130 Jahre alt, während ihre Genossin bereits zwei bis drei Jahrhunderte durchlebt hat. Als das Thier am Sonntag Morgen in Plymouth ankam, zweifelte man daran, ob es noch am Leben sei. Der Transport nach London geschah dann mit einigen Schwierigkeiten: der Korb mit der Schildkröte mußte auf einen offenen Wagen geladen werden, weil er für das Koupees des Güterschaffners zu groß war. Wärmflaschen und ein Theerluch mußten die Schildkröte vor Kälte schützen. In Bristol hielt der Zug, und dort waren auf telegraphische Bestellung neue Wärmflaschen bereit. Nach seiner Ankunft in London merkte man es dem Thiere an, daß es unter der Kälte gelitten habe, bald darauf aber wurde es so lebendig, wie man es von einer Riesenschildkröte nur irgend erwarten kann. —

Aus der Pflanzenwelt.

t. Japanisches und indisches Pflanzenwachs. In Japan bildet ein von Pflanzen gewonnenes Wachs mit dem einheimischen Namen *Ho* einen wichtigen Handelsartikel. Die Erzeugnisse von 10 Provinzen haben allein einen Werth von über 13 Mill.

Mark pro Jahr, und die Ausfuhr dieses Wachses erreicht den Werth von 1-2 Millionen Mark jährlich und geht hauptsächlich nach China, Indien, den Philippinen, Australien, England, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten. Es wird hauptsächlich zur Herstellung von Kerzen verwandt, ferner als Arznei, zu künstlichen Blumen, zur Verhütung von Schimmelbildung u. Aus verschiedenen Ursachen ist die Produktion von Bienenwachs im südlichen Frankreich, in Oesterreich-Ungarn und anderen Theilen Europa's in letzter Zeit sehr zurückgegangen, und dadurch scheint die Ausfuhr des japanischen Wachses stark befördert worden zu sein. Die Gewinnung desselben war bisher eine sehr einfache. Die Wachsbäume, zu denen hauptsächlich mehrere Arten von *Sumach* (*Rhus*) gehören, tragen von ihrem fünften Lebensjahre an etwa je 4 Pfund Beeren, die Menge derselben steigt bis zum 15. Jahre bis auf 60 Pfund, um vom 18. Lebensjahre wieder abzunehmen. 4 Pfund Beeren geben etwa 1 Pfund Wachs. Die Beeren werden getrocknet, dann in trichterförmigen Schüsseln zerstoßen, um Kern und Hülle von dem wachshaltigen Fruchtkörper, der zwischen beiden liegt, zu trennen, dieser wird geworfelt, in haufenen Beuteln gedämpft, dann gepreßt und zu Kuchen gefornt. Ein rohes Reinigungsverfahren besteht noch darin, daß das Wachs geschmolzen und in Wasser geworfen wird, wo es sich in Flocken auflöst, die nachher an der Sonne gebleicht werden. Neuerdings hat man die Anlage von modernen Fabriken in Japan geplant, von denen aber noch keine in Betrieb gesetzt ist. — Auch aus Indien wird ein Pflanzenwachs von einer glänzend schwarzen Farbe verkauft; er ist von honigartigem Geruch und schwacharomatischem Geschmack. Bei gewöhnlicher Temperatur ist es weich und klebrig und läßt sich leicht in Fäden ziehen. Der schwarze Farbstoff besteht hauptsächlich aus Pollenkörnern. Es schmilzt bei 54 Grad. —

Humoristisches.

— Stoßseuffer. Schusterlehrling: „Ach Gott, wenn einem die Haare doch erst nach der Lehrzeit wachsen!“ —
 — Der Pantoffelheld auf dem Rade. Er: „In unserm Brautland war's noch schön — da hatte jedes sein eigenes Rad! Seit wir aber verheiratet sind, hat meine Frau ein Tandem angeschafft, und da geht's an jedem Gasthaus wie neun Teufel über!“ — (Flieg. Bl.)
 — Ein reicher Geizhals wird auf der Straße angebettelt. — „Ich gebe niemals,“ antwortet er, „öffentlich Almosen, man könnte glauben, daß ich mich dessen rühme. Aber hier haben Sie meine Adresse“ . . . Und er giebt ihm die Karte eines Freundes. —

Vermischtes vom Tage.

y. Im Monat Februar d. J. sind 150 Schiffe verloren gegangen und zwar 121 Segelschiffe mit 42 494 und 29 Dampfschiffe mit 20 980 Registertons. Darunter befinden sich 8 deutsche Schiffe (1 Dampfer und 7 Segelschiffe). —
 — Der Tabakverbrauch wird in den verschiedenen Staaten für die Person und für das Jahr mit folgenden Zahlen berechnet: Niederlande 3400 Gramm, Vereinigte Staaten 2100, Belgien 1532, Deutschland 1485, Australien 1400, Oesterreich 1330, Norwegen 1135, Dänemark 1125, Kanada 1050, Frankreich 967, Schweden 940, Rußland 910, Portugal 850, England 680, Italien 635, die Schweiz 610, Spanien 550. Das Tabakmonopol hat im Jahre 1897 in Frankreich einen Reingewinn von über 323 Millionen Franken erzielt. —
 — Ein 20 jähriger Komptorist gab am Donnerstag in Leipzig plötzlich mehrere Revolverkugeln auf einen ruhig des Wegs gehenden Buchhalter ab, die diesen am Arm verletzten. Der Mann scheint unzurechnungsfähig zu sein. —
 — In Töplitz-Schönau (Böhmen) hat ein 19 jähriger Lackirer seine 15 jährige Geliebte erschossen. —
 — Ein griechischer Unteroffizier und die Tochter eines Wiener Fabrikanten begingen in einem Hotel in Wien zusammen Selbstmord. —
 — Die 21 Fischerboote, die seit dem letzten Sturm auf Bornholm vermißt wurden, sind sämtlich verunglückt, mit ihnen etwa 50 Fischer. —
 — In der Telephon-Zentralstation in Zürich ist am Sonntag früh infolge Kurzschlusses Feuer ausgebrochen. Der vierte Stock und der Dachstuhl sind ausgebrannt, sämtliche Apparate sind zerstört. —
 — Mit einem betrunkenen Schriftseher in Lausanne wollten sich seine Begehren einen „Scherz“ machen, indem sie die Treue seiner Frau, die ihm 12 Kinder geboren hatte, verdächtigten. Der Mann machte darauf seiner Frau eine Eifersuchtszene und verletzte sie mit einem Beil so schwer, daß sie bald darauf starb. —
 — Die Zahl der Ehescheidungen nimmt jetzt in Frankreich mit jedem Jahre zu. In dem Jahre 1885, in welchem die Ehescheidung eingeführt wurde, sind 4277 Ehen geschieden, 1886 nur 2950, von da an steigt die Zahl aber beständig; 1894 gab es 6419, 1895 schon 6743 Ehescheidungen. —
 — In Djeddah kamen am Mittwoch zwei Erkrankungen und zwei Todesfälle an der Pest vor, am Donnerstag eine Erkrankung. —